

"Als Wunschmaschine ist das Auto erledigt"

Prignitzer Dreieck: In Christian Petzolds neuem Film "Jerichow" versuchen drei Figuren in den weiten, leeren Landschaften Mecklenburg-Vorpommerns Liebe und Ökonomie zu versöhnen. Ein Gespräch mit dem Berliner Regisseur über Autofahren, Orte namens Neu Boston und die Darstellbarkeit von Zeitarbeit

INTERVIEW CRISTINA NORD

taz: Herr Petzold, welches Auto fahren Sie?

Christian Petzold: Einen Mercedes. Der Wagen ist dazu da, mit den Kindern am Wochenende mal rauszufahren. Eigentlich braucht man in Berlin kein Auto. Ich fahre 6.000, 7.000 Kilometer im Jahr. Das ist gar nichts.

Ich frage, weil Autos in allen Ihren Filmen eine große Rolle spielen - und in "Jerichow" sogar noch eine größere als gewohnt. Wie viel Prozent sind im Inneren eines Autos gefilmt?

Fast die Hälfte. Das war ein Schock für Hans Fromm, den Kameramann. Als er das Drehbuch las, sagte er: "Das ist ja toll, aber das ist ja alles im Auto." Und da wir nicht auf Trailern, sondern wirklich beim Fahren drehen, sind die Positionen für die Kamera eingeschränkt. Ich kann diese jämmerliche Einstellung nicht leiden, wenn die Kamera durch die Windschutzscheibe ins Wageninnere guckt wie auf eine Bühne. Das hat nichts mit Autofahren zu tun, weil man weiß: Jetzt wird nicht wirklich gefahren, jetzt steht der Wagen irgendwo drauf, die Kamera ist vorne festgeschnallt, und der Wagen wird gezogen. Das wird schnell Theater.

Sie mögen es lieber, wenn die Kamera vom Rücksitz aus auf Fahrer oder Beifahrer schaut.

Diese Position haben wir beim Dreh von "Die innere Sicherheit" entdeckt. Dabei ergibt sich ein seitliches Porträt des Schauspielers, leicht von hinten, so dass die Welt, durch die man sich bewegt, und die Figur gleichzeitig im Bild sind. Das gefällt mir.

Sie haben tatsächlich jede Szene im Auto und während der Fahrt gedreht?

Ja, das hat etwas mit der Sprache und mit dem Sprachrhythmus zu tun. Sobald man eine theatralische, kulissenhafte, ungestörte Atmosphäre aufbaut, sprechen die Schauspieler auf eine Art und Weise, die ich nicht leiden kann. Wenn sie aber wirklich fahren müssen und zu zweit sind, dann schaffen sie es, eine eigene Gesprächsdynamik hervorzubringen. Eine Dynamik, die wirklich mit ihrer Umgebung zu tun hat. Ich kann ja zum Beispiel nicht richtig im Studio drehen, weil ich möchte, dass die Schauspieler ein Gefühl für den Ort bekommen, an dem wir drehen, einen Respekt - und sei's für ein Hotel oder eine Wiese. Die Welt muss für die Schauspieler sichtbar sein, nicht unbedingt so, dass sie ins Bild gesetzt wird, aber doch so, dass sie in der Wahrnehmung der Schauspieler da ist.

Was hat Sie am Schauplatz Prignitz gereizt?

Die Gegend fing an mich zu interessieren, als ich "Toter Mann" dort drehte. Ich habe noch nie ein Land gesehen, das sich so sehr nach Amerika ausrichtet. Ich dachte immer, dass wir in Wuppertal, Düsseldorf, Solingen, dort, wo ich herkomme, in Nordrhein-Westfalen, dass wir

das Los Angeles des kleinen Mannes sind. Ich habe mich in Los Angeles sehr wohl gefühlt, weil es mich ans Ruhrgebiet erinnert hat, ans Autofahren, an die Vernetzung. In Thomas Pynchons Buch "The Crying of Lot 49" wird das wie ein Transistorradio beschrieben, wenn man von oben draufguckt. Das fand ich immer toll. Und als ich in die Prignitz kam, dachte ich: Das ist Cormac-McCarthy-Land ...

... ein US-amerikanischer Schriftsteller, der unter anderem die Romane "All the Pretty Horses" und "No Country for Old Men" geschrieben hat ...

Als wir "Yella" dort drehten, sagte Hinnerk Schönemann, der Schauspieler, der aus der Gegend stammt, das Drehbuch liege ganz richtig damit, dass alle Range Rover fahren. Denn alle sind mit Pick-ups oder Geländewagen unterwegs, als wären sie weit im Norden, an der Grenze zu Kanada. Ich bin oft in Brandenburg, bei Bad Saarow und Fürstenwalde, und da gibt es die Orte Philadelphia und Neu Boston direkt nebeneinander. Ich habe immer gedacht, das habe etwas damit zu tun, dass die nach Amerika wollten, es aber nur bis Neu Boston geschafft haben.

Und stimmt das?

Nach der Entdeckung Amerikas gab es eine große Kolonisationsbewegung aus Europa weg. Die Armen, die Söldner, die Leibeigenen, all die zerstörten, niedergemachten Existenzen, die hatten nun plötzlich eine Möglichkeit zur Flucht, ein gelobtes Land. Friedrich der Große hat die Flucht aufgehalten, indem er den Leuten so etwas wie Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen angeboten hat. Er hat gesagt: Bitte geht nicht, sonst habe ich ja keine Untertanen mehr, ihr kriegt dafür einen Weiler, ein Dorf.

Und das hieß dann Neu Boston?

Genau, und es steckt noch ganz tief im Land drin, dass man vor vielen Generationen eigentlich weg wollte. Jetzt ist die Mauer gefallen, jetzt tauchen die Namen und die Pick-ups und der ganze Amerika-Traum wieder auf. Aber so, als ob das alles unter einer Zeitglocke existiert hätte. Denn weder Amerika noch das Auto stehen heute noch für den Mythos der Befreiung und des Individualismus. Ich mochte "Death Proof" von Tarantino sehr; dass der Film keinen Erfolg hatte, liegt sicher daran, dass das Auto als Wunsch- und Traummaschine erledigt ist.

Das ist eine Idee, von der das Kino der 70er-Jahre in Filmen wie "Gone in 60 Seconds" oder "Two-Lane Blacktop" gezehrt hat.

Und da war sie schon im Begriff abzusterben! Ein letztes Mal entfaltete sich damals die Grandezza des Autos, so wie die Gegenstände auf dem Flohmarkt von ihrer Schönheit berichten, bevor sie endgültig auf dem Dachboden verschwinden. Der Range Rover von Ali, das Autofahren in der Prignitz - damit kommt man heute nicht mehr weit.

Was unterscheidet denn eine Dialogszene von Ali und Thomas im Auto von einer, die in einem Zimmer stattfindet?

Früher, wenn ich mit einer Mitfahrgelegenheit unterwegs war, habe ich es oft erlebt, dass man sich nach 200 Kilometern Fahrt die privatesten Dinge erzählte. Man ist im Auto isoliert, wie in einem Käfig, man bildet eine verschworene Gemeinschaft. Zugleich sitzt man sich nicht gegenüber, man guckt sich nicht an; das Weggucken ist die normale Kopfbewegung, und

dadurch wird das Anschauen zum Ereignis. Das Auto ist ein reicher Ort, nur nicht für die Kamera. Das gefällt mir, denn mir gefallen alle Formen von Einschränkung.

Das passt zu meinem Eindruck, dass Sie von Film zu Film sparsamer vorgehen. Warum?

Mit Harun Farocki zusammen habe ich jetzt schon zehn Drehbücher geschrieben. Er ist der Anhänger des Überflüssigen, er möchte immer verschwenden, hier noch eine Nebenszene, dort noch eine Erläuterung. Ich dagegen bin der Protestant in unserer Beziehung, ich liebe Ellipsen, solange sie eine Erdung in der Geschichte haben und kein Selbstzweck sind. Wenn man fernsieht, ist man von Bildern umgeben, die nichts mehr ins Bild setzen. Eine Dokumentation im öffentlich-rechtlichen Fernsehen über Zeitarbeiter schafft es nicht, ins Bild zu setzen, was das heißt, Zeitarbeit. Stattdessen hat man nur Interviewszenen mit Leuten zu Hause.

Aber es gibt ja Bilder für Zeitarbeit - der Gurkenflieger in "Jerichow" ist doch ein gutes Beispiel, diese Mischung aus Traktor und Flugzeug, die bei der Gurkenernte zum Einsatz kommt.

Ja, weil der Gurkenflieger ein Bild liefert. Der Gurkenflieger steht für eine der letzten Formen der Ausbeutung. Eine Maschine würde viel mehr Geld kosten, und es ist billiger, wenn junge Polen und Ukrainer auf dem Gurkenflieger liegen. Das erzählt noch mal, was Kapitalismus in seiner Reinform war. Aber die Dinger verschwinden, die Gurken werden inzwischen in der Türkei angebaut. Als wir gedreht haben, waren alle schockiert - aber nicht darüber, dass so etwas in Deutschland noch möglich ist, sondern darüber, dass das Ding wie ein Flugzeug aussieht. Ich habe an "North by Northwest" von Hitchcock gedacht. Die Leute waren Studenten, in den Pausen lasen oder hörten sie klassische Musik. Das passte nicht zu den Bildern von Ausbeuter-Arbeit, die wir im Kopf hatten. Beim Drehen kamen plötzlich Tiefflieger und durchbrachen direkt über uns die Schallmauer. Es gab einen unfassbaren Knall ...

... den man im Film hört, oder?

Ja, und auch an den Gesichtern sieht. Die gucken, als wär's der 14. Knall an diesem Tag. Offenbar ist es ein Gebiet, in dem die Bundeswehr die Schallmauer sehr oft durchbricht. Diese Verbindung von den Düsenjägern, dem Gurkenflieger, den Soldaten, den Bauern ließ mich wild assoziieren. Vielleicht war's ein bisschen gaga, aber ich dachte: Irgendwie sind die Soldaten immer das Elend der Bauern. Und diese Soldaten da oben - da hatte ich das Gefühl, dass sie extra an der Stelle die Schallmauer durchbrechen, wo der Gurkenflieger ist. So zeigen sie denen auf dem Boden: Ihr seid gar keine Flieger.

Wie war denn der Dreh dieser Szene?

Ich hatte Angst, dort zu drehen, weil es oft unangenehm ist, wenn man mit seinem Maskenmobil und seinen geduschten Menschen an so einen Ort kommt. Man hat schnell eine Atmosphäre, in der man sich eigentlich schämen müsste. Aber Benno ist für eine halbe Schicht komplett mitgefahren. Die fahren ja die Garben entlang. Wenn einer nicht gut pflückt, wird er entlassen. Seine Garbe muss dann nachbearbeitet werden. Wir hatten ein bisschen Geld bezahlt, und einer der Polen sollte hinterhergehen, um Bennos Gurken zu pflücken. Benno hat gesagt: "Nee, hier geht keiner hinterher". Der hat geackert und war hinterher fertig. Er wusste natürlich: Die Arbeiter neben ihm wissen, dass er 2.000 Euro Gage am Tag

bekommt, umgerechnet für jede Gurke 2,50 Euro und sie 0,04 Cent. Trotzdem haben die anderen gemerkt, dass er arbeiten wollte.

CHRISTIAN PETZOLD wurde 1960 in Hilden geboren, 1981 zog er nach Berlin. Er studierte an der Deutschen Film- und Fernsehakademie und war Regieassistent bei Harun Farocki und Hartmut Bitomsky. Er drehte "Pilotinnen" (1995), "Cuba Libre" (1996) und "Die Beischlafdiebin" (1998). Sein RAF-Film "Die innere Sicherheit" (2000) wurde mehrmals ausgezeichnet, ebenso wie ein Jahr später "Toter Mann". Es folgten "Wolfsburg" (2002), "Gespenster" (2005) und "Yella" (2007). Petzolds jüngster Spielfilm "Jerichow" lief im September im Wettbewerb der Filmfestspiele von Venedig.

[http://www.taz.de/1/archiv/print-archiv/printressorts/digi-
artikel/?ressort=ku&dig=2009%2F01%2F08%2Fa0180&cHash=8eef021c90](http://www.taz.de/1/archiv/print-archiv/printressorts/digi-
artikel/?ressort=ku&dig=2009%2F01%2F08%2Fa0180&cHash=8eef021c90)

Von Milhmädchen und Melkmaschinen

Einblick in eine aussterbende Spezies: Bäuerinnen posieren als fescche Landfrauen für Kalender. Ein Bildband und eine Interviewsammlung erzählen vom rauen Leben auf dem Hof anno dazumal. Lust auf Stallarbeit haben immer weniger, aber die Krise könnte für die Landwirtschaft eine Chance sein

VON HELMUT HÖGE

"Farmgirls" - dazu findet man fast sechs Millionen Einträge im Internet. Die Angebote reichen von Biogemüse, das Jungbäuerinnen in Montana anbauen, über einfühlsame journalistische Porträts von Teenagern auf dem Land bis zum Geschlechtsverkehr mit Nutztieren - für "Animal Sex Lovers".

Für deutsche Liebhaber des Bukolischen gibt es seit sieben Jahren den "Bäuerinnenkalender", in dem jedes Mal ein Dutzend halbnackter Landmädchen posieren - und dabei für die Jahreszeit typische bäuerliche Tätigkeiten medienbewusst nachstellen. Der Kalender wird von der Bayrischen und Österreichischen Jungbauernschaft herausgegeben. Ihre erste "Girls Edition" löste noch einen kleinen Skandal im Alpenraum aus. Die sechste wurde in der taz zusammen mit der "Men-Edition" rezensiert. Und der Siebte hat nun bereits Konkurrenz bekommen - durch den "Oberschwäbischen Bäuerinnenkalender", im Bild oben etwa Januar-Bäuerin Alice Böttcher aus Ostrach.

Für beide gilt: "Alle Models müssen vom Land sein - mit einem Landwirt verlobt oder verheiratet oder noch im Einsatz auf dem elterlichen Hof bzw. in einer landwirtschaftlichen Ausbildung." Während die oberschwäbischen Jungfrauen im Heu, auf dem Mähdrescher, beim Hühnerfüttern oder im Schuppen beim Holzhacken Modell standen, wurden die Aufnahmen für den bayrisch-österreichischen Bäuerinnenkalender nun erstmalig in einem Studio und in "Schwarz-Weiß-Optik mit farblichen Applikationen" (wie Äpfel, Birnen, Strohlumen, Weinreben) gemacht. Hier haben sich die Models also bereits vom bäuerlichen Alltag emanzipiert, während sie ihn im schwäbischen Kalender noch gleichsam zitieren.

Es gibt dazu einen schönen Kontrast - ebenfalls in Schwarz-Weiß: Das sind die "Bäuerinnen-Bilder", die der Landwirtschaftsverlag in Münster aus dem Nachlass des Agrarjournalisten Wolfgang Schiffer zusammengestellt hat. Schiffer suchte und fand seine Motive über mehrere Jahrzehnte auf westdeutschen Bauernhöfen.

Auch in diesem ausführlich kommentierten Bildband posieren die Frauen vor landwirtschaftlicher Kulisse bzw. neuer Technik, wie in der gezeigten Aufnahme einer Bäuerin, die ihren Kindern die neue "Rohrmelkanlage" vorführt. Aber eigentlich betonen sie nur bäuerliche Tätigkeiten, die sie sowieso rund um das Jahr erledigen. Der Fotograf und seine Modelle haben dabei höchstens den Moment etwas geschönt. So sind die Kinder zum Beispiel alle wie zum Kirchgang fein gemacht worden. Herausgekommen sind dabei Sonntagfotos vom bäuerlichen Alltag, sie umfassen die Zeit von den Fünfzigerjahren bis heute.

Dazu passt eine Serie von Interviews, die eine noch größere Zeitspanne thematisiert. Sie wurde ebenfalls im Landwirtschaftsverlag veröffentlicht; zusammengestellt hat sie die Agrarwissenschaftlerin Ulrike Siegel: In den ersten zwei Bänden erzählen in den Sechzigerjahren geborene "Bauerntöchter" ihre Geschichte. Viele haben inzwischen intellektuelle Berufe gefunden. Im dritten Band "Wolltest du Bäuerin werden?" haben die Töchter dann ihre Mütter interviewt, die zeit ihres Lebens in der Landwirtschaft gearbeitet haben.

Die Erzählungen wollen zusammengenommen ein für ganz Deutschland geltendes realistisches Bild von den Landfrauen vermitteln. Dabei kommt heraus, dass es für die Mütter in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts kaum Alternativen zum Leben als Bäuerin gab, während den Töchtern langsam sozusagen die Welt offenstand. Das führte nicht in jedem Fall dazu, dass sie aus der Landwirtschaft flüchteten: Aus dem fast zwangsläufigen Schicksal wurde jedoch eine freie Entscheidung.

In einem anderen Projekt, das sich mit der Landwirtschaft beschäftigt, kommt dies schon im Titel zum Ausdruck: "Ich bin gerne Bauer und möchte es auch gerne bleiben." So heißt eine Dokumentation von drei Künstlern (Antje Schiffers, Thomas Sprenger und Veronika Olbrich), die seit geraumer Zeit als "Hofmaler" durch die EU-Länder reisen. Ihre Ölbilder tauschten sie vor Ort mit den Landwirten gegen ein von diesen selbst gedrehtes Videoporträt. Im Frühjahr 2009 veröffentlichen sie darüber ein Buch, außerdem stellt der Kunstverein Langenhagen (bei Hannover) ihre Arbeiten aus. Das Ganze wurde von der Kulturstiftung des Bundes finanziert - aus dem Fonds "Arbeit in Zukunft".

Der Titel "Ich bin gerne Bauer und möchte es auch gerne bleiben" klingt trotzig - gegen eine Zukunft gerichtet, die der bäuerlichen Landwirtschaft langsam, aber sicher die Existenzgrundlage entzieht - wenn nicht die kapitalistische "Krise" sich 2009 derart verschärft, dass erneut die alte, überwunden geglaubte Subsistenzwirtschaft ins Blickfeld gerät. Im November 2008 schien es für die *FAZ*-Redakteurin Ingeborg Harms bereits wieder so weit zu sein. Rückblickend über die vergangenen letzten Modejahre meinte sie: "Man übte sich darin zu blenden. Alles reimte sich auf Sport und Sexappeal. Aber nun ist diese Ästhetik auf den Laufstegen genauso abgemeldet wie auf den Straßen. Fantasien von Aufbruch, Flucht und Rückzug auf das Essenzielle liegen in der Luft: zum Beispiel Landleben und Selbstversorgung." Das war aber wohl allzu voreilig, hysterisch geradezu gedacht.

Einstweilen bleibt es noch dabei: Der Bauer und die Bäuerin sind eine vom Aussterben bedrohte Spezies. Sie sind in Europa schon beinahe so selten wie ihre Gegenspieler, die herumziehenden Zigeuner, geworden. Und ihre Dörfer sind bereits "untergegangen", wie der holländische Sozialforscher Geert Mak in seinem Buch "Wie Gott verschwand aus Jorwerd" 1996 befand.

Ob die Kalender mit den attraktiven Jungbäuerinnen, die sich großer Beliebtheit nicht nur auf dem Land erfreuen, auch die Landwirtschaft wieder attraktiv machen, darf deswegen bezweifelt werden. Selbst von den 550.000 Landfrauen, die sich in 12.000 Ortsverbänden organisiert haben, sind nur noch die wenigsten Bäuerinnen. In Hessen sind es lediglich zehn Prozent.

DER BAUER ALS MARKE

Gutes vom Lande ist auch gut für die Wirtschaft. Denn es steht für Ursprünglichkeit und Qualität. Bauern sind deshalb gern gesehen in der Werbung, den Medien und auf Events.

"Bauer sucht Frau": Seit 2005 hilft die Doku-Soap einsamen Burschen vom Land, eine Frau zu finden, die weder Mist noch Mäuse fürchtet. Die vierte Staffel lockte bis zu 8,59 Millionen Zuschauer vor den Fernseher.

Bauer sucht Joghurt: Die Molkerei Müller wirbt für ihre Buttermilch mit einem attraktiven jungen Mann, der von der Alm stammen soll. Von schwerer Arbeit im Stall ist ihm allerdings nur wenig anzumerken.

Bäuerin sucht Titel: In Belgien wird alle zwei Jahre die "Schönste Bäuerin von Flandern" gekürt. Die adrette Gewinnerin wird internationale Botschafterin der flämischen Landwirtschaft und wirbt auf Plakaten und Veranstaltungen für die Produkte der Region. Das Auswahlverfahren für 2009/10 startet morgen.

Burger sucht Bauer: McDonald's schickte 2008 Normalbürger auf die Suche nach dem Ursprung der Fastfoodprodukte. In den Spots trafen die "Qualitätsscouts" vor ländlicher Kitschkulisse auf Viehzüchter vom Chiemsee und Kartoffelbauern aus Hannover.

[http://www.taz.de/1/archiv/print-archiv/printressorts/digi-
artikel/?ressort=tz&dig=2009%2F01%2F09%2Fa0070&cHash=6662b894f3](http://www.taz.de/1/archiv/print-archiv/printressorts/digi-
artikel/?ressort=tz&dig=2009%2F01%2F09%2Fa0070&cHash=6662b894f3)